

TV/Radio-kritisch

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **36 (1984)**

Heft 15

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

seine Freundin verlässt; nachdem er sie und ihre Kinder regelrecht aus dem Auto geprügelt hat. Gilmore scheitert aber auch daran, dass er sich ein Leben in Freiheit nicht gewohnt ist. Er hat nie gelernt, Konflikte auszutragen. Hinzu kommen sexuelle Probleme, welche die Beziehung zu Nicole belasten. Als sie ihn verlässt, begeht er jene Morde, die ihm schliesslich zum Verhängnis werden.

Schiller inszeniert diese Szenen kühl und unterstreicht damit das Absurde, Sinnlose. Gilmore erschießt den am Boden liegenden Tankwart – «er hat beinahe gelächelt», sagt Gilmore später – mit zwei gezielten Schüssen. «Einen für Nicole, einen für mich.» Rache für ein verpfushtes Leben? Oder bloss gekränkte Eitelkeit? Gilmores Leben und Charakter lassen sich nicht auf einfache psychologische

oder soziologische Antworten festlegen. Norman Mailer kreiste in seinem Buch Gilmore präziser ein, als er dies im Filmdrehbuch tut – tun kann. Vor allem das Finale, die Zeit bis zur Hinrichtung wird unter Schillers Regie zum gerafften, teilweise chaotischen Versuch, in möglichst knapper Zeit, möglichst viel zu zeigen. Sehr viel genauer und stimmiger ist der erste Teil, die Liebesgeschichte mit Nicole, die irritierenden Morde. «The Executioner's Song» ist spannend wie ein Krimi, und der Film besitzt eine nicht zu unterschätzende Qualität: Fragen werden nicht beantwortet, sondern aufgeworfen. Das Unerklärliche wird weder verklärt, noch in billige Schablonen gepresst. Der Zuschauer bleibt auch am Schluss mit der Frage nach dem Warum konfrontiert.

Roger Graf

TV/RADIO-KRITISCH

Annäherungen an ein Phänomen

Am 31. Juli widmete Radio DRS dem französischen Autor Boris Vian (1920–1959) einen ganzen Abend. Zwischen 20.15 und 23.00 Uhr porträtierte es das faszinierende Multitalent Vian in drei Beiträgen: in der Hörspielfassung des Theaterstücks *«Le goûter des généraux»*, in Interviews mit Boris Vians zweiter Frau Ursula Vian-Kübler und seinem Schwiegervater, dem inzwischen verstorbenen Zürcher Dichter Arnold Kübler, und mit einer Würdigung Vians als Jazz-Musiker und Jazz-Publizist.

Die beiden ersten Beiträge, *«Generäle»* und *«Le déserteur – Boris Vian»* waren Wiederholungen aus dem Jahr 1979. *«Vivent les zazous! – Boris Vian und der Jazz»*, der letzte Beitrag, war eine Neuproduktion im Rahmen der Sendung *«Jazz-Aspekte»*.

Die Farce

Audubon, Generalstabschef der französischen Armee, muss Krieg anfangen.

Aber er möchte nicht. Erstens hat er Angst vor seiner Mutter, die sich furchtbar erzürnt über Bubenspiele, bei denen Uniformen schmutzig werden. Zweitens ist ein Krieg doch unbequem, ja lebensgefährlich, sogar für Generäle, die nicht selber kämpfen müssen. Man könnte schliesslich zur Verantwortung gezogen werden, im Fall einer Niederlage. Plantin, der Ministerpräsident, argumentiert wirtschaftspolitisch: Überproduktion überall, das Wirtschaftssystem bricht zusammen, denn der Absatz stockt. Es droht eine nationale Katastrophe. Die Armee, meint Plantin, sei da der ideale Verbraucher, er wisse das als ehemaliger Wirtschaftsredaktor von *«L'Aurore»*. «Die Armee bietet einen ungeheuren Vorteil, denn der Verbraucher kommt für die Armee auf und die Armee verbraucht.» Eisenwaren unter anderem.

Das leuchtet Audubon ein. «Wir Soldaten», meint er angesichts so scharfsinniger Wirtschaftstheorien, «neigen immer dazu, Euch Staatsmänner zu bagatellisieren.» Den Krieg will er aber trotzdem nicht. Sein Beruf, General zu sein, sei kein

Vergnügen unter solchen Umständen, bei den ständig wechselnden Truppenstärken und all der Unordnung. Sie trinken Anislikör, der scheusslich schmeckt, und den die Mutter verboten hat. Der Krieg, das sei ein Befehl, sagt Plantin, Befehl des Vaterlandes. Und jetzt ist auch Audubon bereit, natürlich, unter diesen Umständen. «Wann soll es losgehen?» «Sobald wie möglich.» «Ausgezeichnet. Sie können sich auf mich verlassen.»

Der Generalstab: eine unglaubliche eitle und vertrottelte Bande überalterter Buben, die aus dem Spiel blutigen Ernst macht, sobald es befohlen wird – und wenn sie von oben gedeckt ist. Wer der Gegner sein soll, wissen sie nicht. Der chinesische Kollege Ching hilft ihnen aus der Patsche: Wenn niemand anders sich zur Verfügung stelle, so könnten sie ja Afrika angreifen, zum Beispiel Algerien. Und so findet der Krieg denn mit dem Segen der Kirche statt. Im Hinterland wird gekämpft, der Generalstab langweilt sich in einem Bunker an der Front buchstäblich zu Tode: Die Generäle spielen russisches Roulette und bringen sich unter Gelächter selber um, die Kriegstreiber, die zu Besuch sind, mit ihnen.

«Der Krieg», schrieb Vian 1950, «diese groteske Angelegenheit, hat (unter anderen) die Eigenschaft, dass er überfallartig und lästig ist, und diejenigen, denen er Spass macht, halten sich im allgemeinen für berechtigt, ihn auf jene auszudehnen, denen er keinen Spass macht.» Er schrieb sein Stück mit Blick auf den sich anbahnenden Algerienkrieg, den Zweiten Weltkrieg und Indochina noch in frischer Erinnerung. Es ist aktuell geblieben: kollektiver Selbstmord als Folge von neurotischer Fehlentwicklung, Dekadenz und kultureller Verblödung – eine der Schreckensvisionen unserer Zeit und unserer Gesellschaft.

Das Chanson

Vians Spott, seine bissige, böse Satire und sein Sarkasmus lösten Skandale aus. Nicht «*Le goûter des généraux*» – dieses Stück wurde erst nach Vians Tod, nämlich 1964, uraufgeführt – wohl aber die Farce «*Abdeckerei für alle*», in deren Vor-

wort Vian seine Beziehung zu Krieg und Militär mit den folgenden Worten schildert: «Ich bedaure, zu den Menschen zu gehören, die der Krieg weder zu patriotischen Gefühlen noch zu kriegerischen Grimassen veranlasst, noch auf Mordgedanken bringt (...), noch in den Zustand herzergreifender und bewegter Einfalt oder in den unerwarteter Pietät versetzt – nichts dergleichen, mich versetzt er dagegen völlig in den Zustand verzweifelter Wut gegen die Absurdität von Schlachten, die Wörter-Schlachten sind, die aber Menschen aus Fleisch und Blut töten. Leider eine ohnmächtige Wut; eine Möglichkeit der Ausflucht ist dann: Spott.» Bekenntnis und dichterisches Programm: «Aus diesem Grunde habe ich in dem bescheidenen Masse, in dem Geschriebenes oder Künstlerisches eine Wirkung haben kann, versucht, etwas dagegen zu tun (...).» Vian provozierte aber nicht nur mit Spott, sondern auch mit einer allgemeinen Haltung ironischer Distanzierung und mit Verweigerung: Er verabscheute das Geschäft der Politik und zog sich von dem zur Mode gekommenen Kulturbetrieb zurück. Mitten im Algerienkrieg schrieb er das Chanson «*Le déserteur*». Es war kein Kampflied. Es legte eine Haltung dar, eine Überzeugung, und nannte Gründe. Es stand in der Ich-Form, war gewissermassen ein privates Bekenntnis – mit einer Absichtserklärung allerdings: zur Verweigerung aufzurufen.

...

Ich nehm' den Bettelstab
Auf meiner Tour de France
Durch Bretagne und Provence
Und sag den Menschen dies:

Verweigert Krieg, Gewehr
Verweigert Waffentragen
Ihr müsst schon etwas wagen
Verweigert's Militär.

Das Chanson war ein ungeheurer Erfolg – und trug Vian Anfeindung von allen Seiten ein. Die Rechte wollte es als defaitistische Manifestation, als Aufruf zur Desertation verbieten lassen. Die Linke tat es ab als pazifistisch, privat und unpolitisch. Fast 30 Jahre später, 1983, löste es aber-



Boris Vian.

mals einen Wirbel aus: Franz Hohlers «Denkpause» im Fernsehen DRS ging daran in die Brüche. Allerdings: Es war nicht Vians Text, der den Eclat verursachte. Hohlers Bearbeitung milderte ihn ab und verzichtete ganz auf jene direkte Aufforderung, Militär- oder Kriegsdienst zu verweigern. Es war das Thema, der Geist, die Unzeit, zu der das Thema im Fall Vians wie Hohlers aufgegriffen wurde. Unzeitig in diesem Sinn waren Vians Themen immer und sie werden es wohl immer sein. Er legte den Finger auf «offene Wunden» – vernarbte Schmisser, um im Bild zu bleiben, interessierten ihn nicht.

Die parallelen Leben des Boris Vian

Vian, ursprünglich Ingenieur, begann um 1945 zu schreiben. Experimentelle Romane, Erzählungen, Kriminalromane im Stil amerikanischer Reisser (er schrieb sie – aus Absatzgründen – unter dem Pseudonym Vernon Sullivan und trat als sein eigener Übersetzer auf), Theaterstücke. Er ist der Autor von über 400

Chansons, von denen viele härter, bitterer und angriffiger sind als «*Le déserteur*». Im Paris der Nachkriegsjahre war er eine öffentliche Figur: «prince» des literarischen Lebens, des Existentialismus, des Jazz. In den Formationen von Claude Abadie und Claude Luther spielte er Trompete. Als Journalist schrieb er über Jazz. Er war künstlerischer Direktor der Jazz-Platten-Abteilung des Hauses Philips. Er malte. Er erfand einen neuartigen Lastwagenpneu, der nicht produziert wurde, weil man (so vermutet Arnold Kübler) damit Gummi hätte sparen können. Vian hielt Vorträge, debattierte öffentlich, trat als Interpret seiner eigenen Chansons auf. In allen «Berufen», die er parallel ausübte, leistete er Überdurchschnittliches. Sein Arbeitspensum muss angesichts seines riesigen literarischen Werks übermenschlich gewesen sein. 1959 starb er an der Herzkrankheit, an der er jahrzehntelang gelitten hatte. Einer, der wusste, dass sein Leben kurz sein würde, der es gerade deshalb in rastloser Tätigkeit verbrauchte, damit getan war, was er tun wollte.

Vermittlung des Phänomens

Vian und sein grosses und facettenreiches Werk umfassend zu präsentieren, ist für das Medium Radio ein unmögliches Unterfangen. Die Radio-Information bezeichnete den Vian gewidmeten Abend denn auch als den «Versuch einer Annäherung an das Phänomen Boris Vian». Man kann sagen: der Versuch ist gelungen.

Das Hörspiel «*Die Generäle*», repräsentativ für sein literarisches Werk, ist eine sorgfältige und geschickte Radio-Adaption. Charles Benoit, der Bearbeiter und Regisseur, gibt dem Schluss des Stücks allerdings eine überraschende Wendung, die vom Originaltext (zumindest von der greifbaren deutschen Übersetzung) abweicht: Audubon, der Generalstabschef überlebt bei Benoit den irren Spass des russischen Roulettes. Das Stück endet mit der Anfangsszene: Audubon hilflos beim Krawattenbinden. Die Mutter eilt ihm zu Hilfe. Er bittet ihr die Erlaubnis ab, seine Kameraden einzuladen, die Angehörigen des Generalstabs –

zur Planung des nächsten Krieges. Vians Text ist aktueller als seine Bearbeitung. Die Allerweltsaussage, die Benoit ihm unterschiebt – alles, auch das Böse leider, beginne immer wieder von vorn – wirkt angesichts der Waffenarsenale in unseren Tagen wie eine beschönigende Beschwichtigung.

Im Beitrag «*Le déserteur – Boris Vian*» berichten Ursula Vian und Arnold Kübler über die «bewegten Jahre» mit dem Menschen Boris Vian. Beeindruckend die Lebendigkeit der Erinnerung über eine Distanz von 20 Jahren. Eindrücklich auch der Verzicht auf jegliche Verherrlichung, Legendenbildung. Die Faszination, die von Vian ausgegangen sein muss, wird spürbar: der individualistische Anarchist – der das Bombenlegen hasste; der Unpolitische – der Unruhe in das gesellschaftliche Leben trug; der Chansonnier – der den Faden verlor; der Lebendige, der nicht für die Ewigkeit schrieb, sondern für die Gegenwart; der Wahrheits-sucher, dem nichts verhasster war als Dummheit. Ohne Bitterkeit die Tatsache, dass die Rezeption von Vians Werk im deutschsprachigen Raum bis heute nicht recht in Gang kam. Er sei seiner Zeit vorausgewesen, berichtet Ursula Vian, seine Leser seien deshalb junge Menschen, und sie würden immer jünger. Eine Chance für Vian auch bei uns?

Der Beitrag ist durchsetzt mit Texten Vians, die (in Französisch) nicht nur die satirische, sondern auch die poetische Kraft seiner Sprache zeigen. Im Zentrum steht – ebenfalls in der Originalsprache – das Chanson «*Le déserteur*».

Der letzte Beitrag des Abends, «*Vivent les zazous! – Boris Vian und der Jazz*», zeichnet das Bild des Musikers und Musikjournalisten Vian. Originaltonaufnahmen dokumentieren seine stilistische Entwicklung vom New-Orleans-Revival bis zu den Anfängen des Bebop. Eine Auswahl bisher unübersetzter Artikel aus den «*Chroniques du Jazz*» vermitteln einen Eindruck von Vians journalistischem Stil.

Erinnerung an einen Vielbegabten

Ob der Versuch gelingen kann, Vian und sein Werk einem breiteren Publikum na-

hezubringen, ist allerdings fraglich. Wie die Auflagezahlen der Werkausgabe im Verlag 2001 zeigen, setzen sich Vians Kriminalromane im deutschsprachigen Raum jetzt langsam durch. Das übrige literarische Werk dürfte es schwerer haben. Es neigt der Groteske zu, dem Surrealismus – erfahrungsgemäss nicht gerade die literarische Kost, die das deutschsprachige Publikum schätzt.

Was bleibt: die Erinnerung an einen Kompromisslosen, an einen in ständigem Wandel begriffenen Vielbegabten, an «eine der vielseitigsten und faszinierendsten künstlerischen Existenzen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts». Vians Bedeutung liegt ebenso in seiner Person und seiner «Lebenspraxis» wie in seinem Werk. Umso verdienstvoller von Radio DRS, dass es auf Vian aufmerksam machte, solange die Faszination, die von seiner Person und seinem Leben ausgeht, noch authentisch weitergegeben werden kann, von Menschen, die ihn kannten. In diesem Sinn sei auf Christoph Kuhns Artikel «*Über den Déserteur zu Boris Vian*» im «Tages-Anzeiger Magazin» 17/84 verwiesen. Für alle jene, die sich am 31. Juli faszinieren liessen.

Marc Valance

Trocken und mühsam?

Zehnmal jährlich wird das Fernsehen DRS ab November dieses Jahres ein Literaturmagazin ausstrahlen, jeweils an einem Sonntagabend um 18 Uhr. Die Initiative dazu hat kein Geringerer als SRG-Generaldirektor Prof. Leo Schürmann ergriffen. Angeregt von den überaus lebendigen und spannenden Literaturgesprächen in der Télévision Romande und der wöchentlichen Bücher-Sendung des französischen Fernsehens Antenne 2 (Freitag, 21.30 Uhr) – letztere zieht übrigens ein Millionen-Publikum an –, hat der SRG-Chef der Abteilung Kultur und Gesellschaft den Auftrag erteilt, ein deutschschweizerisches Pendant zu schaffen. Finanziert wird die Sendung, die jeweils 45 Minuten dauern soll, mit Mitteln, welche die Generaldirektion zur Verfügung stellt. Eine Redaktorenstelle

wurde dafür trotz generellem Personalstopp bewilligt und inzwischen auch ausgeschrieben.

Allerdings: So locker wie in den Literatursendungen von Antenne 2 und dem Westschweizer Fernsehen wird es bei den Deutschschweizern wohl nicht zugehen. Denn, so wusste der «Tages-Anzeiger» zu berichten, von Diskussionssendungen hält man bei der Kulturabteilung nichts. Abteilungsleiter Eduard Stäuble: «Aber mit Deutschschweizern werden solche Diskussionen meist trocken und mühsam. Die Welschen sind da viel amüsanter und freier, sie haben nicht immer Angst, etwas (Falsches) zu sagen.» Diese Töne sind nicht neu. Zu vernehmen waren sie schon, als angeregt wurde, die meistens furchtbar spröde und öde Filmsendung «Kamera 84» im Stile des Westschweizer Filmmagazins «Spécial Cinéma» zu beleben.

Möglich, dass Eduard Stäuble seine Einsicht beim fleissigen Betrachten von «Tatsachen und Meinungen» gewonnen hat. Wenn dort die Moderatoren die Experten mit Bierernst zur Debatte bitten, gibt in den Fernsehstuben das Sandmännchen tatsächlich ein Stelldichein. Aber das liegt, mit Verlaub, weniger an den Deutschschweizern als an der mangelnden Herausforderung der Ge-

sprächsteilnehmer, an der voreiligen Bereitschaft, sich mit halben, nichtssagenden Antworten zufriedenzugeben, an der Angst vor einer Diskussion, in der die Fetzen fliegen und – last but not least – an der Zusammensetzung der Gesprächspartner.

Ein gutes Gespräch, das unter kundiger Leitung rasch und konzentriert zum Kern der Sache vordringt, das Standpunkte und Meinungen statt fade Ausgewogenheit vermittelt, das auch mal von Humor getragen wird, gehört, wage ich zu behaupten, noch immer zum Telegensten, was ein Fernsehprogramm anzubieten vermag. Es gibt – von «Vis-à-vis» über «Club 2» bis hin zum «Café Fédéral» oder zu den medienkritischen Sendungen des Deutschschweizer Fernsehens, um einmal im deutschsprachigen Gebiet zu bleiben – genügend Beweise dafür. Die Behauptung, Deutschschweizer könnten nicht debattieren ist ein aus der Luft gegriffenes Klischee. Seinen Ursprung hat es, vermute ich, in jenen beim TV DRS leider allzu häufigen Magazinsendungen, deren Krönung eine 15- bis 20minütige Diskussion bildet, zu der meistens fünf bis acht Teilnehmer geladen werden. Dem Moderator bleibt in solchen Fällen dann wirklich nichts anderes mehr übrig, als ein paar Statements abzurufen. Genau das aber ist der Tod eines jeden Gesprächs.

Von einer Literatur-Sendung am Fernsehen erwarte ich nicht unbedingt einen Kurzfilm unter dem Titel «Der Aargau des Herrn Burger», in dem ein Kamerateam den Schriftsteller Hermann Burger auf seinen Streifzügen durch seine Heimat begleitet (Original-Idee von Eduard Stäuble). Hier suche ich in erster Linie eine Auseinandersetzung um Werke und Autoren, die das in den Vordergrund stellt, wovon Literatur schwergewichtig handelt: das kluge, das hintergründige und das brillante Wort; den Umgang und das Spiel mit Worten, das Streitgespräch nicht zuletzt. Kein Mensch, der die schweizerische Literatur-Szene auch nur halbwegs kennt, kann behaupten, dass sie nicht über Schriftsteller, Rezensenten, Wissenschaftler und Leser verfügt, die zu einer angeregten und lebendigen Debatte fähig wären.

Urs Jaeggi

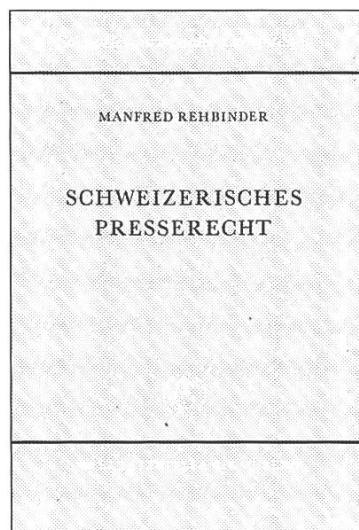
Neue Aufgabe für Roy Oppenheim

fig. Der Leiter des Ressorts «Kultur» beim Fernsehen DRS, Roy Oppenheim (44), wurde anstelle des altershalber zurücktretenden Frank Tappolet zum Abteilungsleiter Koordination Radio-Fernsehen bei der Generaldirektion SRG in Bern ernannt. Die neue Aufgabe in der Direktion der Programmdienste (Direktor: Antonio Riva) umfasst vor allem die Belange der nationalen Programmkoordination und der internationalen Beziehungen. Dazu gehören unter anderem die Koordination bei gesamtschweizerischen Programmvorhaben, die Bearbeitung internationaler Projekte in Zusammenarbeit mit ausländischen Sendern, auch im Bereich von Satelliten- und Kabel-TV, und die Beziehungspflege zu den Institutionen des schweizerischen Filmschaffens.

Für alle Film-, Fernseh- und Radiofreunde
auch von besonderer Wichtigkeit:

Professor Dr. Manfred Rehbinder (Zürich)

Schweizerisches Presserecht



1975,
148 Seiten, broschiert,
Fr. 34.—

Begriffe wie Presserecht, Pressefreiheit, Zensur, Berufsrecht des Journalisten, Pressedelikte, Redaktionsgeheimnis, Arbeitsrecht der Presse, Presse im Urheberrecht usw. sind heute zwar vielen geläufig. Was steckt aber dahinter? Was ist unter diesen schlagwortartigen Begriffen zu verstehen? Der Autor hat sich bemüht, nicht nur den Studenten und den juristischen Praktiker anzusprechen, sondern auch alle juristisch nicht vorgebildeten Interessenten. Das Buch wird jeder benötigen, der sich mit den heutigen Problemen der Massenmedien auseinandersetzt.

In jeder Buchhandlung erhältlich.

Verlag Stämpfli & Cie AG Bern

